

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 17 (2010)
Heft: 195

Artikel: Auch Tote brauchen eine Lobby
Autor: Müller, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-884644>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

AUCH TOTE BRAUCHEN EINE LOBBY

Mönche gedachten ihrer Toten durch Verbrüderungsbücher, Nekrologien und Jahrzeitbücher. Das zeigt die Ausstellung «Bücher des Lebens – Lebendige Bücher» des Stiftsarchivs St.Gallen. Wie wird heute erinnert?

von PETER MÜLLER

Eine Gebetsgemeinschaft, die international ist. In einer Zeit, in der die Mobilität und die Kommunikationsmittel im Vergleich zu heute kümmerlich sind. Mit dem Ziel, sowohl der Toten als auch der Lebenden zu gedenken. Die Vorstellung, dass die Lebenden und die Toten eine Gemeinschaft bilden. Die Verbrüderungsbücher, welche die europäischen Klöster im frühen Mittelalter anlegten, sind faszinierend. Sie eröffnen Räume, vor denen wir heute staunend stehen bleiben.

Der Vergleich mit Facebook liegt auf der Hand, hinkt aber. Facebook hat viel Flüchtlings, Unverbindliches und Oberflächliches. Bei den Verbrüderungsbüchern geht es um mehr – um das Heil der eigenen Seele und das der andern. In Anlehnung an das himmlische Buch des Lebens, in dem nach biblischer Tradition die Namen der Gerechten stehen, wurden sie «Libri vitae» (lat. «Bücher des Lebens») genannt. Sie widerspiegeln eine ganz konkrete Welt: Menschen, Beziehungen, Ereignisse. Das macht sie historisch interessant.

Die ältesten Exemplare

Aus dem Frühmittelalter sind ganze neun solcher Bücher erhalten, drei von ihnen liegen im Stiftsarchiv St.Gallen – dem kleinen, unscheinbaren Archiv, das gewissermassen den Verwaltungskram des Klosters St.Gallen aufbewahrt, im Gegensatz zur Stiftsbibliothek, wo das Bibliophile, Geistige und Schönegeistige gehortet wird. Die fünf ältesten Exemplare sind nun erstmals gemeinsam in einer Ausstellung zu besichtigen, die vom St.Galler Stiftsarchiv realisiert worden ist. Die fünf Handschriften stammen aus den Klöstern St.Peter in Salzburg, Reichenau, Pfäfers und St.Gallen. Sie sind abgegriffen und teilweise verblichen, wirken uralte und seltsam gegenständlich. Ihr Inhalt besteht nicht nur aus Namen von Mönchen und Geistlichen aus halb Europa, auch Wohltäter sind verzeichnet: Personen, die für ihr eigenes Seelenheil dem Kloster Güter stifteten – in der Regel Immobilien, von deren Zinsen die jährlichen Ausgaben für das Totengedenken bestritten wurden. Die Zahl der Einträge kann hoch sein. Im Fall des Klosters Reichenau sind es über 38'000 Namen. Angelegt wurde dieses Buch um 824. Die intensivste Nutzung erfolgte bis ins 11. Jahrhundert, danach wurden die Namen spärlicher.

Buchhaltung für den Himmel

Etwas später kamen die Nekrologien auf, Listen verstorbener Klosterbrüder, Wohltäter und Verbrüderter, denen im gemeinsamen Gebet gedacht wurde. Die Nekrologien waren bereits kalendarisch geordnet und bildeten die Vorstufe zur dritten und langlebigsten Form dieser Buchhaltung für den Himmel: die Jahrzeitbücher, die ab dem 13. Jahrhundert aufkamen. Sie dienten gleichermaßen dem gemeinsamen Gebet für die Toten als auch der banalen Verwaltung. In solche Bücher eingetragen waren nur Verstorbene, die etwas gestif-

tet hatten, damit alljährlich am Todestag ihrer gedacht wurde. Und das Kloster oder die Pfarrkirche, die diese Jahrzeiten ausrichteten, mussten über all diese Stiftungen den Überblick behalten. Im Verlauf des Spätmittelalters verlagerte sich das Totengedenken. Das Kloster verlor Terrain an die städtischen und ländlichen Pfarrkirchen. Neben Adeligen traten nun zunehmend einfache Leute aus städtischen und bäuerlichen Kreisen als Stifter auf den Plan. Eine konkrete Form zur Sicherung dieses Gedenkens war das Stiften von Messen und Gebeten am alljährlichen Todestag. Aber auch gute Werke halfen – beispielsweise Almosen für Bedürftige. Die wichtigste ökonomische Funktion der Stiftungserträge war allerdings eine ganz andere: Sie trugen zum Unterhalt des Pfarrers und der Kirche oder des Klosters bei.

Für ewige Zeiten

Diese Jahrzeitbücher entwickelten sich zu ausführlichen Dokumenten. Sie enthielten Angaben über die gestifteten Güter, ihre Verwendung und Bestimmungen zur liturgischen Form der Jahrzeit. Von der Ausstattung her waren sie bis weit in die Neuzeit hinein prachtvolle Pergamenthandschriften. In der Ausstellung im Kulturraum des Regierungsgebäudes St.Gallen kann man eine ganze Reihe dieser Bücher betrachten. Etwa das eindruckliche Exemplar aus Appenzell (1566) – eigentlich nur ein Ersatz für das Buch, das beim Dorfbrand vom 18. März 1560 verbrannt war. Die Jahrzeiten, die vor

*In solche Bücher eingetragen
waren nur Verstorbene,
die etwas gestiftet hatten,
damit alljährlich am
Todestag ihrer gedacht wurde.*

dem Brand gestiftet worden waren, sind offenbar aus dem Gedächtnis notiert worden. Eindrücklich auch das älteste Jahrzeitbuch von Berneck. Es wurde 1424 von einem Schreiber aus Berlin erstellt, der auf der ersten Seite das Vaterunser und das Glaubensbekenntnis notierte – auf Deutsch, nicht in der Kirchensprache Latein. Mit seinem norddeutschen Dialekt waren die Rheintaler aber offenbar nicht glücklich. Schon bald passte ein Bernecker Geistlicher die beiden Gebete der heimischen Mundart an.

Die vielleicht bemerkenswertesten Jahrzeitstiftungen, welche die Ausstellung thematisiert, stammen erst aus dem 19. Jahrhundert: Pankraz Vorster, letzter Fürstabt der 1805 aufgehobenen Fürstabtei St.Gallen, stiftete sie 1819–1824



und 1848 in den Pfarreien der ganzen katholischen Schweiz; insgesamt 21 Jahrzeiten. Zielgruppe: alle Äbte, Mönche und Wohltäter des Klosters, seit seiner Gründung. Dauer: für «ewige Zeiten». An einigen Orten werden diese Messen noch heute begangen, allerdings mit geringerem Aufwand als in den Stiftungsurkunden vorgesehen, beispielsweise in Näfels, Appenzell, Bütschwil und Rorschach.

Diese Beispiele zeigen: Jahrzeitbücher sind historisch wichtige Quellen. Sie erzählen direkt – und noch öfter nebenbei – spannende Geschichten. Gleichzeitig sind sie Dokumente, die einen hohen ideellen Wert haben. Es erstaunt nicht, dass gerade in den letzten Jahren einige Pfarrgemeinden ihre alten Jahrzeitbücher restaurieren liessen. Der Brauch selbst lebt derweil bis heute fort. Jahrzeit-Messen werden in der katholischen Kirche noch heute gestiftet und zelebriert. Im Gegensatz zu früher allerdings nicht mehr «für ewige Zeiten», sondern nur noch für 25 Jahre. Wie das Totengedenken heute aussieht, streifen Ausstellung und Begleitpublikation nur am Rande. Indirekt bieten sie aber Ansatzpunkte für solche Überlegungen.

Der Tod heute

All die Toten aus Geschichte, Politik und Kultur. In unserer postmodernen, informations-, kommunikations- und wissenschaftsüberfluteten Zeit geht einer schnell unter. Da ist jeder einzelne von uns gefordert. Wer will, dass eine bestimmte Person nicht vergessen geht, muss selber über sie reden, schreiben, publizieren, referieren, Veranstaltungen organisieren. Oder politisch für sie lobbyieren. Auch Tote brauchen eine Lobby.

Doch welcher Toten einer Stadt, eines Kantons oder eines Landes soll heute gedacht werden? Es wäre interessant, einmal die Nekrologe durchzugehen, die zwischen 1943 und 1996 im Stadt-St.Galler Jahrbuch «Gallusstadt» erschienen sind: Welche dieser Personen sagen uns heute noch etwas? Und umgekehrt: Welche Männer und Frauen vermisse wir aus heutiger Sicht? Welchen Nachruf finden wir fragwürdig? Die Auflistungen wirken schon durch die blosse Menge von Namen. Diese «Galerie der Verstorbenen» lässt etwas von der Macht und Unheimlichkeit des Todes spüren, die bei der gelegentlichen Erwähnung einzelner Toten nicht entsteht. In den Jahresrückblicken der Medien begegnet man diesem Kollektiv ausgiebig – allerdings nur den «besonders wichtigen» Verstorbenen. Im lokalen Bereich gibt es fast keine Möglichkeit mehr, dem Tod zu begegnen. Ein Indiz für die Fragmentierung und Privatisierung unserer Gesellschaft.

Im Film weiterhin da

Wie wird mit den Toten in der eigenen Umgebung umgegangen? Viele Verstorbene – so hat man den Eindruck – gehen schnell vergessen. Die Familien- und Verwandtschaftsbande haben sich vielerorts spürbar gelockert. Im Alltagstrubel dominiert das Hier und Jetzt. Die einstige «Gemeinschaft der Lebenden und Toten» existiert nur noch fragmentarisch. Zudem: Viele gehören keiner institutionellen Religion mehr an und sehen keine Notwendigkeit darin, für die Verstorbenen zu beten. Man erinnert sich nur noch an die Menschen, die einem wirklich etwas bedeuteten. Und weiss selbst bei diesen nicht immer so recht, wie und warum man sich an sie erinnern soll. Weil sie es verdienen? Weil man das Band zu ihnen nicht verlieren will? Weil sie auf diese Weise weiterleben? Von vielen weiss man nicht einmal mehr das ungefähre Jahr, in denen sie gestorben sind – «Ach ja, Onkel Albert – wann starb der doch gleich?» Das

Totengedenken selbst hat individuelle Züge angenommen. Zum Friedhofbesuch oder den Fotos auf dem Stubenbuffet kommen persönliche Rituale oder das gemeinsame Erinnern im Gespräch. Und natürlich das Internet. Websites wie trauer.de oder internet-friedhof.de laden zu Erkundungsreisen

Jahrzeit-Messen werden in der katholischen Kirche noch heute gestiftet und zelebriert.

in die Realitäten und Befindlichkeiten unserer Zeit ein, sind aber schwer einzuschätzen. Eine Modeerscheinung? Oder die Zukunft, in welcher das Totengedenken aufgeteilt wird – einmal in ein einfaches Friedhofsgrab und einmal in ein «Online-Memorial»?

Aber man kann sich auch fragen, wie weit Fotografie, Tonband und Film unseren Umgang mit den Toten bereits verändert haben. Auf hör- und sehbarer Weise sind sie immer noch da – ob das nun Marilyn Monroe und Tony Curtis im Filmklassiker «Some Like It Hot» (1961) sind oder der eigene Grossvater auf wackeligem Super-8-Film. Sind sie damit sozusagen menschlicher geworden, greifbarer und näher? Zu manchen Toten aber verspüren wir eine grosse Distanz. Wir kritisieren sie etwa auf der psychologischen Ebene – als ungute Familienmitglieder. Oder betrachten ihren Horizont als geistig veraltet und überholt – was nützt uns dieses Wissen? Heute präsentiert sich doch die Welt ganz anders.

Man könnte diese Überlegungen noch lange weiterspinnen. Das Kernproblem, um das es geht, ist fundamental: Sterben und Tod. Die Strategien, welche die Ausstellung im Kulturraum des St.Galler Regierungsgebäudes aufzeigt, können heute nicht eins zu eins übernommen werden. Aber zwischen den Zeilen all der Verbrüderungsbücher, Nekrologien und Jahrzeitbüchern flüstert es: «Wir haben das so gemacht. Wie macht ihr das heute?»

PETER MÜLLER, 1964, ist Historiker und Journalist.

Kulturraum des St.Galler Regierungsgebäudes.

Mo–Sa, 14–17 Uhr, So 10–17 Uhr (bis 14. November).

Mehr Infos: www.sg.ch

Peter Erhart und Jakob Kuratli Hüebli (Hg.).

Bücher des Lebens – Lebendige Bücher.

Stiftsarchiv. St.Gallen, 2010.